

Familie

## Wenn Mütter ihr Kind zur Adoption geben

Das Gesetz der vertraulichen Geburt hilft Schwangeren, die nicht weiterwissen.

*Von Alisa Mahler*

Die Frau, die Luisa\* geholfen hat, ihr Kind wegzugeben, erzählt: Als Luisa\* schwanger wurde, war sie 22 Jahre alt und studierte. Von ihrer Schwangerschaft sollte niemand erfahren. Sie wollte es nicht einmal sich selbst eingestehen. Ihre Mutter war an Krebs erkrankt, ihr Vater tyrannisierte die Familie mit cholerischen Ausbrüchen. Luisa kümmerte sich derweil um ihren 13-jährigen Bruder, gleichzeitig unterstützte sie ihre Eltern. Sie könne jetzt kein Kind bekommen, habe sie gedacht.

Der Vater des Kindes war nicht ihr fester Partner. Sie hat nicht einmal mehr Kontakt zu ihm. Luisa verdrängte, dass ihr Bauchumfang wuchs, versteckte ihn, so gut sie konnte. Als sie starke Schmerzen bekam, rief sie in einer Klinik an, verzweifelt. Die Hebamme informierte eine Schwangerschaftsberaterin. Die sollte nach der Geburt mit ihr sprechen. Luisa entschied sich, ihr Kind zur Adoption freizugeben. Ihren richtigen Namen kennt nur die Beraterin. Als ihr Sohn zur Welt kam, gab sie ihm noch einen Namen. Einen Tag nach der Geburt kehrte sie ohne ihn zu ihrer Familie zurück.

Luisa ist laut dem Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend eine von 308 Frauen in Deutschland, die von 2014 bis Ende 2016 vertraulich entbunden haben. Das Gesetz der vertraulichen Geburt wurde 2014 eingeführt, um Frauen zu schützen, um sie bei der Geburt zu betreuen und sie medizinisch zu versorgen.

Die Frauen können ein Pseudonym bei der Anmeldung in der Klinik verwenden. Ihren richtigen Namen müssen sie nur einmalig einer Schwangerschaftsberaterin nennen und sich vor ihr ausweisen. Nach der Geburt entscheiden sich die meisten Frauen, ihr Baby zur Adoption freizugeben. Die Beraterin füllt dann anhand des richtigen Namens der Mutter den sogenannten Herkunftsnachweis aus und schickt ihn an das Bundesamt für Familie und zivilgesellschaftliche Aufgaben (BAFzA) in Köln. Dort wird der Name sicher verwahrt. Denn jedes Kind hat per Grundgesetz das Recht, seine Herkunft zu kennen. Mit 16 Jahren kann das betroffene Kind den Herkunftsnachweis einsehen, dann erfährt es den Namen seiner leiblichen Mutter. Damit will das Gesetz der vertraulichen Geburt den Kindern gerecht werden und gleichzeitig die Frauen schützen, sie in ihrer Not nicht alleine lassen.

In der Gesellschaft hafte Frauen, die ihr eigenes Kind weggeben, ein schlechtes Bild an, sagt Nicole Börner, Schwangerschaftsberaterin beim Familienzentrum Monikahaus in Frankfurt. Solche Frauen würden „Rabenmütter“ genannt.

Rabenmutter. Die betroffenen Frauen haben daher Angst vor diesem Wort, vor der Verurteilung. Dabei dürfe niemand außer Acht lassen, welche Umstände die Frauen dazu verleiten würden, vertraulich zu entbinden und ihr Kind zur Adoption freizugeben, sagt Börner. „Das ist Not, keine Geburtsform“, sagt sie. Alle Frauen befänden sich in existentiellen Situationen, wüssten nicht weiter, seien verzweifelt, hätten mitunter Todesangst. Dass betroffene Frauen selbst die Bewegungen ihres ungeborenen Kindes im Unterleib verdrängten, sei Selbstschutz, aus Angst vor dem destruktiven, sozialen Umfeld, sagt Börner. Oft riefen sie im letzten Moment, kurz vor der Geburt, beim Familienzentrum oder der Notfallnummer an, panisch.

Es sind Studentinnen, Hausfrauen, Berufstätige, Verheiratete, Alleinerziehende, die eine vertrauliche Geburt machten. Rechtfertigen müssen sie sich vor Börner nicht. „Es ist immer die Not, die aus den Frauen

spricht.“ Die Entscheidung, ihr Kind wegzugeben, falle den Frauen schwer genug, man dürfe sie nicht zusätzlich verurteilen. Gemein hätten die meisten betroffenen Frauen, dass sie in einem schwierigen sozialen Umfeld lebten. Viele seien aufgrund einer früheren Erfahrung traumatisiert. Andere fürchteten, von der Familie verstoßen oder getötet zu werden. Das betreffe vor allem muslimische Frauen, die Angst hätten, mit einer vorehelichen Geburt „Schande“ über ihre Familie zu bringen. „Es liegt nicht an den Kindern. Es liegt an den sozialen Verhältnissen“, sagt Börner. Alle Frauen wollten das Beste für ihr Kind.

Nach der vertraulichen Geburt kehrten viele unmittelbar in ihr Umfeld zurück. Teils wollten sie sich damit bestrafen, indem sie mit ihrem Leben weitermachen wie zuvor. Manche Frauen würden ihrem Kind noch einen Namen oder etwas Anderes mit auf den Weg geben, einen Brief, einen persönlichen Gegenstand. Dies helfe beim Verarbeiten. Allerdings verfolge das Geschehene die Frauen oft ihr Leben lang. Auch für das betroffene Kind bleibe diese riesige Ungewissheit, die eigene Mutter nicht zu kennen. „Es gibt nicht das Happy End, das man sich für beide wünscht“, sagt Börner.

\*Name von der Redaktion geändert.